

PROSAISCHE
PASSIONEN

PROSAISCHE PASSIONEN

DIE WEIBLICHE MODERNE
IN 101 SHORT STORIES

Herausgegeben
und mit einem Nachwort von
Sandra Kegel

Mit Erst- und Neuübersetzungen
aus dem Arabischen, Chinesischen,
Dänischen, Englischen, Finnischen,
Französischen, Griechischen, Hebräischen,
Italienischen, Japanischen, Katalanischen,
Koreanischen, Norwegischen, Persischen,
Polnischen, Portugiesischen, Russischen,
Tschechischen, Türkischen, Schwedischen,
Spanischen, Ukrainischen, Ungarischen,
Urdu und Walisischen

MANESSE VERLAG

Sofja Tolstaja

EINE GANZ ÜBERFLÜSSIGE BEKANNTSCHAFT

«Saschenka, dieser Nachbar ist ein ganz feiner Mensch. Ich war heute mit ihm schwimmen und habe ihm Radieschen versprochen», verkündete Pjotr Afanassjewitsch, als er zu Sascha auf den Balkon trat. In der Hand hielt er ein nasses Handtuch, und seine nassen Haare klebten schwarz an den Schläfen seines strahlenden Gesichts.

«Ich bin erfreut, dass wir uns kennengelernt haben. Und er ist Musiker, vielleicht spielt er ja einmal für dich. Du liebst doch die Musik.»

Sascha schwieg und errötete, als ob ihr Geheimnis etwas Verbotenes wäre. Sie war nicht eben froh über die Bekanntschaft ihres Mannes mit dem rätselhaften Musiker. Wozu sollte dies gut sein? Der Eindruck seiner Kunst, die ihr so viel Glück und Trost gegeben hatte, sollte nicht vom Eindruck seiner Person zerstört werden.

Gerade in diesem Moment näherte sich die Kinderfrau mit Aljoscha und tat kund: «Gnädige Frau, der Nachbar hat nach einer Kaffeemühle geschickt, sie haben keine. Soll ich ihm unsere leihen?»

«Mama, gib sie ihm, er hat mir gestern Schokolade geschenkt, er ist nett.»

Sascha lächelte. Dieser Zauberer der Musik trinkt Kaffee und isst Schokolade!

«Natürlich, geben Sie ihm jederzeit alles, wonach er fragt.»

«Bei dieser Gelegenheit werde ich gleich etwas Salat schneiden und Radieschen für ihn ernten, schicken Sie sie dem Nachbarn, erfragen Sie seinen Namen und richten Sie ihm aus, wir geben uns die Ehre und laden ihn für morgen zum Essen ein.»

«Nein! Das ist eine ganz überflüssige Bekanntschaft», sagte Sascha hastig. Sie war verstimmt und den Tränen nahe. «Ich pflege gar keine Kontakte, und nun soll ich plötzlich einen gänzlich Fremden einladen!»

«Nun, alle waren ja einmal Fremde», antwortete Pjotr Afanassje-

witsch gekränkt; er langweilte sich auf dem Land und wollte allzu gern mit dem Nachbarn nähere Bekanntschaft schließen.

Indessen besaß Pjotr Afanassjewitsch nicht die Angewohnheit, seiner Gattin zu widersprechen, und verzichtete deshalb großmütig darauf, den Mieter des gelben Hauses einzuladen, fügte aber hinzu, es sei reinweg unnötig, den Nachbarn zu fürchten, denn er sei ein vollkommen anständiger und taktvoller Mensch.

Pjotr Afanassjewitsch eilte in den Garten, um Radieschen zu ernten. Sascha wusste, dass zu dieser Stunde wohl keine Musik erklingen würde, denn dies war die Zeit, zu der der Nachbar seine Spaziergänge zu unternehmen pflegte.

Daher beschloss sie, ebenfalls spazieren zu gehen. Lange streifte sie allein durch das nahe gelegene Wäldchen und erfreute sich an den ihr noch unbekanntem Orten. Sie pflückte einen großen Strauß heller, duftender Veilchen und lief dann zu einem kleinen Wasserlauf hinunter, um die Stiele der Blumen zu befeuchten.

In der Mulde, die ein klarer Bach schnurgerade in den Waldgrund geschnitten hatte, befeuchtete sie die Blumen und trank Wasser aus der Hand. Es war kühl und angenehm, Sascha war glücklich, so ganz für sich zu sein; sie setzte sich, las die Veilchen aus und band sie zu einem Strauß. Nur der Bach mit seinem eintönigen leichten Murmeln unterbrach die Stille. Doch plötzlich waren da noch andere Geräusche, das Umblättern der Seiten eines Buches, jemandes Atem ... Und Sascha erblickte, barhäuptig auf einem Baumstumpf sitzend, den Nachbarn aus dem gelben Sommerhaus. Er hatte Sascha nicht gehört, sein Gesicht war geradezu finster. Sascha wusste nicht, was tun. Weglaufen – warum? Das war allzu peinlich. Bleiben – dann müsste man ein Gespräch beginnen, indes – sie wünschte ja diese Bekanntschaft nicht. Was also tun? Noch während sie schwankte, erhob sich der Unbekannte, verneigte sich vor Sascha und sagte: «Ihnen gefällt dieser Ort auch? Hier ist es nicht so heiß.»

«Ich bin zum ersten Mal hier, mir ist die Gegend ganz unbekannt», antwortete Sascha und fühlte, wie ein Schauer ihren Körper durchfuhr. «Ich gehe jetzt nach Hause ...»

«Wenn es Ihnen recht ist, begleite ich Sie», sagte schlicht und ruhig der Unbekannte.

«Gern. Darf ich fragen, wie Sie heißen?»

«Iwan Iljitsch. Und Sie?»

«Alexandra Alexejewna.»

«Sie lieben die Musik? Sie kamen, um mir zu lauschen. Möchten Sie, dass ich für Sie spiele?»

«Nein ... Ja, ich danke Ihnen, irgendwann einmal ...» Saschas Herz pochte vor Aufregung. Wie nahe war nun das Glück, das ihr doch unerreichbar erschienen war ...

Sie gingen eine Anhöhe hinauf, über eine kleine, solide Brücke aus Ästen, die über den Graben führte, stiegen auf ein Hügelgrab, und es eröffnete sich ein wunderbarer Blick auf den schmalen Fluss, den Sonnenuntergang in der Ferne zur Linken, den alten Wald zur Rechten.

«Wie schön! Ich war noch nie zuvor hier. Und da, ein Boot auf dem Fluss, wie vergnüglich!», rief Sascha aus. «Wem gehört es?»

«Ich weiß nicht. Doch wenn Sie wollen, lassen Sie uns Boot fahren, ich werde rudern.»

«Danke, das freut mich ...» Unbedacht willigte Sascha ein und eilte voran zum Fluss.

Iwan Iljitsch hatte kräftige, schöne Hände, die harte Arbeit nicht gewohnt waren. Ein wenig ungeschickt machte er die Kette los, stieß das Boot ab und sprang hinein. Er reichte Sascha die Hand, und wenige Minuten später schon fuhr das Boot in Richtung der Stadt.

Der feurige Strahl der untergehenden Sonne spiegelte sich im Wasser, bevor er versank; es war still, der Abendnebel legte sich über den Fluss, am Ufer war wie durch einen Schleier die Stadt zu sehen, und sie glitten nahezu wortlos im Boot dahin.

Sascha wurde von ruhigem Wohlbehagen erfasst. Die Schlichtheit und stille Zärtlichkeit dieses Menschen besänftigten ihr Herz und lähmten ihren Widerstand augenblicklich; es tat ihr wohl, sich zu ergeben. Sascha kehrte recht spät mit Iwan Iljitsch nach Hause zurück. Pjotr Afanassjewitsch war beunruhigt und bereits losgelaufen, sie zu suchen; er war erleichtert, als er sie mit dem Nachbarn erblickte.

«Sie haben sich bekannt gemacht, wie bin ich froh! Lassen Sie uns schnell Tee trinken, uns aufwärmen, es ist ziemlich feucht.»

«Heiß ist es, wozu sich aufwärmen? Wir sind ganz wunderbar Boot gefahren», sagte Sascha.

«Boot gefahren? Ach so ist das!» Pjotr Afanassjewitsch wurde nachdenklich.

Iwan Iljitsch griff mit großem Appetit zu Brot, Butter und grünem Käse und trank bereits die dritte Tasse Tee mit viel Sahne.

«Haben Sie hier ein Klavier?», fragte er.

«Ja, sogar einen sehr guten Flügel, einen Bechstein. Ich habe selbst einmal viel gespielt. Aber Pjotr Afanassjewitsch mag die Musik absolut nicht, ja, er leidet geradezu unter dem Lärm, wie er zu sagen pflegt, sodass ich fast ganz damit aufgehört habe.»

«Kann ich einmal probieren?» Iwan Iljitsch stimmte ein Motiv an, dachte dann kurz nach, senkte den Kopf, als ob er sich an etwas zu erinnern suchte, rückte ein wenig vom Flügel ab, setzte sich auf den äußersten Rand des Stuhls und schlug einen Akkord an – Beethovens Klaviersonate op. 31¹.

«Was ist das?», fragte sich Sascha. Sie glühte über und über, als ob sie von einer warmen Wolke eingehüllt würde. «Ja, ich kenne dieses Werk. Aber wie er die Sonate spielt! Alles, alles ist wie neu. Wie schön, nein, wie wunderbar, der Teure, Teure!» Sascha verlor vor Aufregung fast den Verstand, ein verzücktes Zittern erschütterte ihren Körper. Dieses erste *Largo*, *pianissimo*, und dann das *Allegro*, so ausdrucksvoll. Wie, wo hatte Beethoven Saschas Gefühle erlauscht?

«Er hat *alles* verstanden, und der Interpret versteht Beethoven, und ich verstehe sie beide, fühle sie und liebe sie ...» Sascha blickte Iwan Iljitsch an, seine hin und her eilenden, ernsten Augen, seinen konzentrierten Gesichtsausdruck, seine schönen Hände. Unvermittelt schwand alles um sie herum.

«Bei Gott! Wohin?» Sascha war, als ob jemand sie, die Blinde, Schwache, in eine ihr unbekannte Welt entführt hätte ...

Die Sonate erklang unter den Händen des Interpreten in ungekannter Schönheit, bedeutungsvoll und ergreifend.

«Dies alles ist mir derart nah ...», fuhr es Sascha durch den Sinn. «Dereinst war alles so glücklich und gut. Doch wo war dies? Wann? Vielleicht an jenem Ort, von dem ich in dieses Leben gekommen bin,

1 Die berühmte *Sturmsonate* (Nr. 17 in d-Moll, op. 31 Nr. 2) Ludwig van Beethovens (1770–1827), angeblich inspiriert von Shakespeares Drama *Der Sturm*.

an dem alles unbestimmt, grenzenlos und außerhalb jeglicher Zeit ist? ...»

Sascha versuchte, einen Blick Iwan Iljitschs zu erhaschen; doch seine ausdrucksvollen, ernsten Augen sahen nichts und niemanden. «Wohin? Wohin?», wiederholte Sascha in Gedanken, und langsam erhob sich in der Tiefe ihrer Seele ein feierliches Gefühl der Andacht. Sie richtete ihren Blick auf die Ikone, wie sie es als Kind getan hatte, und Gedanken über Gott, über das Glück des Glaubens, über die Unendlichkeit, den Tod und die Unsterblichkeit, über all das, was jenseits von Raum und Zeit liegt, erfüllten sie; sie gedachte ihrer verstorbenen Mutter, die in jene Unendlichkeit eingetreten war, und ihre Überlegungen fanden ein trostreiches Ende: Der Schmerz über den Verlust verging, es löste sich die wüste, peinigende Verzweiflung über die Vergänglichkeit und das menschliche Leben, das so voller Leiden, Verführungen und Übel war, alles wurde klar wie der Himmel nach einem Gewitter, wenn die Strahlen der Sonne die erfrischte Natur erleuchten.

Immer ausdrucksvoller und ergreifender strömten die Klänge unter der begnadeten Hand. Sascha spürte, wie die Tränen sie erstickten; sie sprang auf und lief ins Nebenzimmer, und den Kopf auf dem Spiegeltisch in die Hände vergraben, löste sich ihr Zittern unter stillem Schluchzen.

Sascha wollte vor diesem Menschen, der die Kunst in solcher Vollkommenheit verkörperte, auf die Knie fallen. Wie eine Heidin in alten Zeiten vor dem Götzenbild, so wollte sie sich bis zum Boden vor jener Kraft verneigen, die in ihr den Sinn für das Schöne wiedererweckt und sie ins Leben zurückgerufen hatte. «Das also ist Musik?», dachte Sascha verwundert. «Warum nur habe ich dies nicht schon früher erkannt?»

Iwan Iljitsch kam zum Ende, schwieg eine Weile, sah dann auf die Uhr und sagte in gleichgültigem, gelangweiltem Ton: «Zeit, schlafen zu gehen. Leben Sie wohl.»

Und es war, als wäre er geradezu verloschen; das Feuer, das Sascha in seinem Spiel gespürt hatte, war verglüht, Energie und Kraft waren dahingegangen, der Quell dieser Kostbarkeiten war jäh versiegt. Als ob Iwan Iljitsch ganz bewusst wieder prosaisch, fassbar und langweilig geworden wäre. Sascha jedoch konnte er nicht täuschen. Sie verstand diesen Ton, verstand, dass er sagen wollte: «Berühre mich nicht, wenn

ich es nicht wünsche, blicke nicht in das Allerheiligste meiner Welt – die Kunst, die ich mehr als alles auf der Welt liebe.»

Sascha wollte ihm danken, doch sie vermochte es nicht. Sie reichte ihm die Hand, und ihre feuchten, von Tränen und Erregung glänzenden Augen sagten ihm mehr, als Worte hätten sagen können. Es schien Sascha, dass Iwan Iljitsch ihre Hand etwas länger als nötig in der seinen hielt, und nachdem er etwas unschlüssig stehen geblieben war und voller Neugier in ihre kindlichen, bezaubernden Augen geblickt hatte, trat er auf die Terrasse hinaus, ohne recht zu begreifen, ob seine neue Bekannte die begeisterte Liebhaberin der Musik nur spielte oder ob sie tatsächlich so empfindsam und verständig war.

Kate Chopin

DIE GESCHICHTE EINER STUNDE

Da man wusste, dass Mrs. Mallard unter Herzproblemen litt, verhielt man sich äußerst vorsichtig, um ihr die Nachricht vom Tod ihres Mannes so schonend wie möglich beizubringen.

Es war ihre Schwester Josephine, die es ihr in stockenden Worten mitteilte; mit verschleierte Hinweisen, die halb enthüllten und zugleich verbargen. Auch der Freund ihres Mannes, Richards, war zugegen und in ihrer Nähe. Er war es gewesen, der sich in der Zeitungsredaktion aufgehalten hatte, als die Kabelnachricht von der Eisenbahnkatastrophe dort eintraf, und der Name Brently Mallard stand zuoberst auf der Liste der «Getöteten». Er hatte sich noch die Zeit genommen, sich durch ein zweites Telegramm von der Richtigkeit der Information zu überzeugen, und sich dann beeilt, um möglicherweise weniger besorgten, weniger innigen Freunden beim Überbringen der traurigen Nachricht zuvorzukommen.

Sie nahm den Bericht nicht so auf, wie es vielen anderen Frauen erging, die etwas Vergleichbares erfahren mussten, nämlich in lähmender Unfähigkeit, dessen Bedeutung zu erfassen. Sie brach sofort in Tränen aus und warf sich ihrer Schwester in wilder Verzweiflung in die Arme. Als der erste Sturm der Trauer sich gelegt hatte, zog sie sich allein in ihr Zimmer zurück. Sie wollte von niemandem begleitet werden.

Dort, mit Blick auf das geöffnete Fenster, stand ein geräumiger, bequemer Sessel, in den sie sich sinken ließ, niedergedrückt von physischer Erschöpfung, die ihrem Körper zusetzte und bis in ihre Seele zu reichen schien.

Auf dem offenen Platz vor ihrem Haus konnte sie die Baumkronen sehen, die alle vor neuem Leben des beginnenden Frühlings bebten. Ein köstlicher Hauch von Regen lag in der Luft. Unten auf der Straße rief ein Hausierer seine Waren aus. Der Klang eines fernen Liedes, das

irgendjemand sang, drang schwach an ihr Ohr, und unzählige Spatzen zwitscherten in den Höhlen.

Inseln von blauem Himmel zeigten sich hier und da zwischen den Wolken, die sich im Westen, wohin ihr Fenster zeigte, zusammengeballt und aufgetürmt hatten.

Sie hatte ihren Kopf auf das Polster im Sessel zurückgeworfen und saß fast bewegungslos da, nur wenn ein Schluchzen in ihrer Kehle aufstieg, schüttelte es sie wie ein Kind, das sich in den Schlaf geschrien hat und in seinen Träumen immer weiter schluchzt.

Sie war jung, hatte ein schönes, ruhiges Gesicht, dessen Linien Anspannung und sogar eine gewisse Strenge verrieten. Jetzt aber war ein dumpfes Starren in ihren Augen, deren Blick ins Nirgendwo ging, weit fort zu einem dieser blauen Himmelsflecken. Es war nicht ein Blick voller Nachdenklichkeit, vielmehr zeigte er die Abwesenheit jedes intelligenten Gedankens.

Da kam etwas auf sie zu, und sie wartete darauf, voller Angst. Was war es? Sie wusste es nicht, es war zu subtil und flüchtig, um es zu benennen. Aber sie fühlte, wie es vom Himmel herabgekrochen kam und durch die Klänge, die Gerüche und die Farben, von denen die Luft erfüllt war, nach ihr griff.

Nun hob und senkte sich ihre Brust in heftiger Erregung. Langsam begann sie zu erkennen, was da auf sie zukam, um von ihr Besitz zu ergreifen, und sie bemühte sich, es kraft ihres Willens zurückzustoßen – so machtlos ihre schlanken weißen Hände gewesen sein mögen. Als sie sich diesem Gefühl ergab, entfuhr ihren leicht geöffneten Lippen ein kleines geflüstertes Wort. Sie sagte es immer und immer wieder im Rhythmus ihres Atems: «frei, frei, frei!» Das leere Starren und der schreckerfüllte Blick, die daraufhin eingesetzt hatten, wichen nun aus ihren Augen. Sie blieben wach und strahlend. Ihr Herzschlag ging schnell, und das wallende Blut wärmte und entspannte jeden Zentimeter ihres Körpers.

Unaufhörlich fragte sie sich, ob sich da nicht eine gespenstische Freude in ihr breitmachte. Eine klare, überhöhte Wahrnehmung befähigte sie, die Vermutung als belanglos wegzuwischen. Sie wusste, dass sie wieder in Tränen ausbrechen würde, wenn sie die freundlichen, zärtlichen Hände, im Tode gefaltet, sähe; das Gesicht, das immer nur voller Liebe

auf sie geblickt hatte, erstarrt, grau und tot. Doch über diesen bitteren Augenblick hinaus spürte sie eine lange Abfolge von Jahren auf sich zukommen, die ausschließlich nur ihr gehören würden. Und sie öffnete die Arme und breitete sie aus, um diese willkommen zu heißen.

Es würde niemanden geben, für den sie in den kommenden Jahren zu leben hätte; sie würde nur für sich allein leben. Es würde keinen starken Willen geben, der den ihren mit jener blinden Beharrlichkeit beugen würde, mit der Männer und Frauen glaubten ein Recht zu haben, ihren persönlichen Willen einer anderen Person aufzuzwingen. Ob mit freundlicher oder grausamer Absicht, in jedem Fall wäre ein solches Verhalten gleichermaßen falsch, das wurde ihr in diesem kurzen Moment der Erleuchtung klar.

Und doch hatte sie ihn geliebt – bisweilen. Oft aber auch nicht. Was machte das schon aus! Was konnte Liebe, dieses ungelöste Geheimnis, schon bedeuten angesichts des Besitzes von Selbstbehauptung, die sie plötzlich als den stärksten Antrieb ihres Daseins erkannte!

«Frei! Körper und Seele frei!», wiederholte sie immer wieder flüsternd.

Josephine kniete vor der verschlossenen Tür mit den Lippen am Schlüsselloch und flehte um Einlass. «Louise, öffne die Tür! Ich bitte dich, öffne die Tür – du quälst dich doch nur. Was tust du dort, Louise? Um Himmels willen, öffne die Tür.»

«Geh weg. Ich quäle mich nicht.» Nein, sie trank durch das geöffnete Fenster vom wahren Elixier des Lebens.

Ihre Fantasie spielte verrückt bei der Vorstellung der vor ihr liegenden Tage. Frühlingstage, Sommertage und alle anderen Arten von Tagen, die nur ihr gehören würden. Sie stieß ein kurzes Gebet aus, dass sie ein langes Leben haben möge. Erst gestern hatte sie mit einem Schaudern gedacht, dass sie ein langes Leben haben könnte.

Sie erhob sich und öffnete die Tür auf das beharrliche Drängen ihrer Schwester hin. In ihren Augen lag ein fiebriges Triumphieren, und unbewusst präsentierte sie sich wie eine Siegesgöttin. Sie fasste ihre Schwester um die Taille, und gemeinsam stiegen sie die Treppe hinab. Am Fuße der Stufen wurden sie von Richards erwartet.

Jemand öffnete die Eingangstür mit einem Haustürschlüssel. Es war Brently Mallard, der eintrat, ein wenig staubig von der Zugfahrt, aber

gelassen mit Reisetasche und Schirm in der Hand. Er hatte sich weit entfernt vom Unfallgeschehen befunden und wusste nicht einmal, dass sich ein solches ereignet hatte. Er blieb erstaunt stehen, als er Josephines durchdringenden Schrei vernahm und auch Richards' schnelle Wendung bemerkte, weil der ihn vor dem Blick seiner Frau abschirmen wollte.

Als die Ärzte eintrafen, stellten sie fest, dass sie an Herzversagen gestorben war – an der Freude, die tötet.

Emilia Pardo Bazán

DIE FEMINISTIN

Die Bekanntschaft mit jenem Ehepaar machte ich im Badekurort Aguasacras: Der Mann, ein widerwärtiger, lästiger Griesgram, schleppte ein unheilbares Leiden mit sich herum, das ihn zwei Jahre später ins Grab bringen sollte; die Frau, hübsch von Angesicht, pflegte ihn mit heiterer, ergebener Miene und ging beflissen auf seine Launen ein, die wie bei allen Kranken eigentlich eine Rache an den Gesunden sind.

Bei aller Kränklichkeit hatte er doch Kraft genug, mit mürrischer Gereiztheit und unnachgiebigem Missmut über Gott und die Welt her-zuziehen und mit verbissener Sturheit seine Theorien zu entwickeln. Seine Denkweise war teils inquisitorisch, teils jakobinisch, eine gar nicht so seltene Mischung, wie man vielleicht vermuten könnte: Die Gegensätze haben sich hier nicht nur berührt, sie sind zu einer un-auflöselichen Verbindung verschmolzen. Geistige Beweglichkeit und Feingefühl, die liebenswürdige Gelassenheit erzeugen, sind bei uns stets seltene Kleinode gewesen, und unser ohrenbetäubendes Geschrei, wenn wir in Cafés, an Stammtischen, bei Zusammenkünften auf Plätzen oder in Schenken miteinander reden, wäre genug Beweis, wenn andere An-zeichen es nicht zur Genüge bekunden würden.

Der Kranke, den ich hier meine, ließ nichts und niemanden ungescho-ren. Es gab kaum jemanden, den er nicht mit größter Härte aburteilte. Die Zeiten waren verhängnisvoll und der Sittenzerfall erschreckend. In den Familien herrschte die Anarchie, denn das Autoritätsgefüge war zerfallen, die Frau wusste nicht mehr, was es heißt, Gattin zu sein, der Mann übte seine Befugnisse als Gatte und Vater nicht mehr aus. Die modernen Ideen wirkten zersetzend, und die Aristokratie trug das Ihrige zum Ärgernis bei. Solang nicht etliche Löcher in den Socken gestopft würden, war keine Rettung in Sicht. Die Verweichlichung der Männer erklärte das schamlose Geschnatter der Weiber, die sich nicht

mehr daran erinnern wollten, dass sie geboren waren, um Pflichten zu erfüllen, Kinder zu säugen und die kochende Suppe abzuschäumen. Da ich merkte, dass der Mann sich in meiner Gegenwart noch mehr in seine Strafpredigten hineinsteigerte, machte ich es mir zur Gewohnheit, ihm recht zu geben, damit er sich nicht zu sehr ereifere.

Ich weiß nicht, was meine Aufmerksamkeit mehr fesselte, der endlose kampflustige Redeschwall des Ehemanns oder das stille geheimnisvolle Lächeln seiner Gemahlin. Ich habe bereits gesagt, dass sie hübsch, klein und schlank war und pechschwarze Augen hatte; ihr zierlicher Körper verriet jene Zähigkeit, die langes Leben verspricht und die Greisinnen in Gesundheit vertrocknen lässt wie zuckersüße Weinbeeren. Gewöhnlich schnitten ihre Anwesenheit, einer ihrer Blicke die Schmähereden und Strafpredigten ihres Gatten jäh ab, sie brauchte nicht einmal zu beschwichtigen: «Erhitze dich nicht, Nicolás, du weißt, was der Arzt gesagt hat.»

Meist stand der Kranke auf, bevor es so weit kam, und humpelte am Arm seiner Ehehälfte weg, zog sich zurück oder ging zu einem kleinen Spaziergang unter den saftgrünen Platanen.

Ich hatte das Ehepaar vollständig vergessen (wie man liebenswürdige oder unsympathische Gäste eines Badekurorts, die während zweier Wochen wie im Film an einem vorüberziehen, eben vergisst), als ich auf einer hinteren Zeitungsseite die Anzeige las: «Seine Exzellenz, Don Nicolás Abréu y Lallana, Vorsteher der Verwaltung ... Seine untröstliche Witwe, Ihre Exzellenz Doña Clotilde Pedregales ...» Zufällig begegnete ich zwei Tage später auf der Straße dem leitenden Arzt von Aguasacras, dem klugen und feinsinnigen Beobachter, der aus beruflichen Gründen nach Madrid gekommen war, und wir gedachten neben andern Verstorbenen auch des verdrießlichen Herrn mit dem versauerten Geschwätz.

«Ach, Señor Abréu? Der mit den Hosen!», lächelte der Arzt.

«Der mit den Hosen?», fragte ich verwundert.

«Aber kennen Sie denn die Geschichte nicht? Das erstaunt mich, denn in Badeorten gibt es keine Geheimnisse, und diese Begebenheit war nicht nur allgemein bekannt, sondern wurde auch genüsslich breitgeschlagen ... Na so was! Allerdings reisten Sie einige Tage vor dem Ehepaar Abréu ab, und das Gelächter der Leute fing erst am Schluss so

richtig an, als alle wussten ... Sie fragen sich, wie man Dinge erfährt, die sich hinter verschlossenen Türen abspielen? Das ist in der Tat verwunderlich: Man könnte glauben, es gebe Kobolde ... Die Zimmermädchen mussten wohl ausgespäht haben, was im Badehotel vorfiel, denn sie sind keine schlechten Spioninnen, oder die Nachbarn Wand an Wand, oder ... Kurz und gut, Hexenwerk im wirklichen Leben.

Die Vorgeschichte scheint bekannt gewesen zu sein, denn Abréu, der in seiner Jugend ein Nichtsnutz gewesen sein soll, prahlte gleich nach seiner Vermählung überall damit herum, ja gab sie sogar als besonders gelungene Tat aus und fand, dass es eigentlich alle Männer ihm gleichtun sollten, um die Herrschaftsrechte des Familienoberhaupts unmissverständlich zu zementieren. Und siehe da: Die beiden Vorfälle ergänzen sich. Abréu hatte nämlich, wie alle, die mit vierzig Jahren zu strengen Moralisten werden, eine vergnügte und bewegte Jugend hinter sich. Kleinere Unpässlichkeiten und Beschwerden riefen ihn zur Ordnung, und da kam ihm das Heiraten in den Sinn, so wie man auf die Idee kommt, in eine gesündere Wohnung umzuziehen. Er fand das hübsche, wohlherzogene Mädchen Clotilde, und da es keinerlei gesellschaftlichen Rang hatte, willigten seine Eltern gern ein, denn Abréu verfügte über ausgezeichnete Beziehungen und kam immer zu erstklassigen Ämtern. Sie heirateten, doch als Clotilde am Morgen nach der Hochzeit erwachte, erschrak sie über die Änderung ihres Schicksals, denn ihr Angetrauter befahl ihr mit gebieterischer Stimme, aber mit einem Lächeln: ‹Meine liebste Clotilde, steh auf!›

Sie gehorchte, und sogleich befahl der Ehemann noch gebieterischer: ‹Und jetzt ... zieh meine Hosen an!›

Sprachlos entschied sich die junge Frau, nun ihrerseits zu lächeln, in der Meinung, es handle sich um einen Flitterwochenscherz ... einen groben und unangebrachten zwar ... aber wer weiß, vielleicht war es ein Brauch bei Hochzeitspaaren ...?

‹Hast du gehört?›, wiederholte er. ‹Zieh dir sofort meine Hosen an, meine Liebste!›

Verwirrt und beschämt, dem Weinen schon näher als dem Lächeln, gehorchte Clotilde. Gehorchen ist Gesetz!

‹Setz dich dorthin!›, gebot der Ehemann nun feierlich und gewichtig und zeigte auf einen Ohrensessel. Kaum hatte das behoste Mädchen

sich hineinfallen lassen, sprach der Gatte: «Ich wollte, dass du die Hosen in diesem bedeutsamen Augenblick anziehst, damit du weißt, liebe Clotilde, dass du sie nie mehr in deinem ganzen Leben tragen wirst. Denn es ist an mir, sie zu tragen, mithilfe Gottes, zu jeder Stunde und an jedem Tag, solange unsere Verbindung besteht, und das sind hoffentlich viele Jahre in heiligem Frieden, Amen. Nun weißt du Bescheid. Du darfst sie wieder ausziehen.»

Was meinte Clotilde zu dieser Mahnung? Sie ließ nie etwas darüber verlauten, hüllte sich in das vollkommen undurchdringliche Schweigen, worin so viele zerbrochene Ideale eingewickelt sind, bescheiden ehrenhafte weibliche Jugendideale, welche Liebe fordern und nicht Knechtschaft ... Sie lebte still und ergeben, und wenn man den Leitspruch «Hüte den Herd, und spinn eifrig Wolle» der römischen Matrone nicht auf sie anwenden konnte, so, weil heute die Textilindustrie mit dem Spinnrocken und der Stopfkugel aufgeräumt hat.

Aber Abréu hatte trotz seiner ehelichen Gesundheitsmaßnahmen das Blei in den Flügeln. Die Reste und Überreste seines früheren ausschweifenden Lebens waren ihm als chronische Beschwerden geblieben, und als er sich in Aguasacras zum ersten Mal an mich wandte, sah ich, dass ihm nicht zu helfen war, dass es nur darum ging, zu lindern, was nicht zu heilen war, außer in einem Jungbrunnen ... Und wo der sprudelt, wissen wir nicht!

Seine Frau pflegte ihn mit wahrer Selbstlosigkeit. Sie umsorgte ihn, wir wissen es, sie opferte sich auf für ihn, und anstatt sich zu vergnügen, schließlich war sie noch jung, kümmerte sie sich um seine Tränklein und Pillen. Aber jeden Morgen hörte der Gatte beim Aufstehen vom weichen Ruhelager ihr honigsüßes Flötenstimmchen mit dem – wenn auch wie Vogelgesang klingenden unnachsichtigen – Befehl: «Zieh dir meine Unterröcke an, lieber Nicolás, zieh dir sofort meine Unterröcke an!»

Unwillkürlich verfinsterte sich die Miene des Kranken; unhörbare Flüche drängten sich auf seine Lippen ... der Befehl wiederholte sich, stets mit Vogelstimme, der Mann senkte den Kopf und schnürte sich linkisch die Bänder der spitzenbesetzten Unterröcke um den Leib. Dann fügte die zärtliche Gattin in ebenso musikalischen wie lieblichen Flötentönen hinzu: «Damit du dir stets bewusst bist, dass du sie schon trägst, seit ich deine liebe kleine Krankenschwester bin. Verstehst du?»

Noch blieb Abréu eine Weile in weiblicher Unterwäsche dasitzen – mit Flüchen zwischen den Zähnen –, ob aus Wut oder weil das Rheuma ihn zwickte, weiß man nicht. Unterdessen ging Clotilde im Zimmer umher und richtete alles Nötige für die umständlichen und schmerzhaften Kuren, die wirksamen Einreibungen und die vorsorglichen Wickel.»

Adela Zamudio

DIE ERSTE EISENBAHN

«Hört, hört, da kommt das Große Pferd», sagte plötzlich der Älteste des Haufens, ein unter den Mühlen auf den gewundenen Andenpfaden gealtertes Maultier. Die auf der Weide verstreuten Maulesel und Maultierinnen, Pferde und Esel hörten auf zu grasen und richteten erhobenen Hauptes ihre Ohren auf das kolossale Wiehern in der Ferne aus, das ihnen das Erscheinen des Monstrums ankündigte.

«Da kommt das Große Pferd», wiederholte der Alte. «Es kommt in gestrecktem Galopp; hört sein schnelles, glühendes Hecheln, den weithallenden Lärm seiner Hufe, wie sie plötzlich abbremsen; es schnauft ein paarmal, stößt, Schaum vorm Maul, ein schrilles Wiehern aus, niest, knirscht auf dem Zügel und bleibt stehen. Habt ihr das gesehen?»

«Ich hab es aus der Ferne gesehen, immer wieder tauchte es, schnell wie der Blitz, in den Waldlichtungen auf», bestätigte ein begeistertes Fohlen. «Auf dem Kopf trägt es einen rauchenden Federbusch, was ist das?»

«Das ist sein Atem, der Atem eines Titanen. Er hat sehr, sehr viel Wasser geschluckt, und das Feuer, das er in seinen Eingeweiden trägt, macht aus dem Wasser Dampf, ein mächtiger Atem, der ihm Schwung gibt, ohne den könnte er nicht Hunderte von Passagieren und tonnenweise Fracht bewegen.»

Ein schönes Pferd von andalusischer Rasse, herausgeputzt nach alter Art mit sehr lang gewachsener Mähne und Schwanzhaar und einem runden, glänzenden Rumpf, ergriff das Wort und fuhr, im Diskant wiehernd, den alten Maulesel und seine Zuhörer an: «Bewundert nur, ihr Törichten, bewundert den Ausländer», sagte er. «Den Eindringling, der kommt, unseren Platz zu usurpieren und damit unseren Anteil am zivilisatorischen Werk des Menschen.

Lobet den Abenteurer, der da kommt, euch zur Untätigkeit und Bedeutungslosigkeit zu verdammen. Diese fatale Erfindung, dank der sich Räder drehen, macht unsere Anstrengungen in Fabriken und Werkstätten überflüssig. Ihr Blinden! Seht ihr nicht, dass er zudem Passagiere und Fracht befördert und mit seiner unerreichbaren Geschwindigkeit die Entfernungen verkürzt, also mit ebendiesen Vorzügen jedes Lasttier, jedes Gefährt ersetzt? Für uns bleibt nichts zu tun übrig. Als Nutzlose wird man uns ausstoßen, und wir werden Schutz suchend in die Wälder fliehen. Unser Ruhm in den Schlachten, unsere Meisterschaft in den Turnieren, unsere Würde als Teilhaber an den großen menschlichen Unternehmungen wird bald vergessen sein. Heruntergekommen und wild wird unsere Rasse keine anderen Spuren hinterlassen als die Zebras und Wildesel in den Steppen.»

Das alte Maultier hob die von den Jahren und der Arbeit traurig gewordenen Augen und blickte einen Augenblick streng den sprachgewandten Redner an. «So sprichst du, weil du bei allen Unwettern unter dem Dach der Futterkrippe gestanden hast; weil dich im Winter immer eine gemütliche Wolledecke gewärmt hat; weil du während der fürchterlichen Hungerjahre stets einen Futtersack voll saftigem, nahrhaftem Korn hattest, extra für dich zurückgelegt; weil die Spazierritte deines Herrn, der genauso verhätschelt ist wie du, sich auf bekömmliche Übungen beschränkten und bei Bedarf unterbrochen wurden, damit dein dicker Bauch nicht platzte ... Nie haben sich deine Glieder gebogen unter gewichtigen Lasten, nie hast du dich abgerackert mit riesigen Wägen unter dem Brand des Mittags, auf dem glühenden Sand der Landstraße.

Du kennst weder die Qualen des Durstes noch die Sehnsucht nach der letzten Müdigkeit, noch die Atemnot, die den Schlund in Blut badet beim dauerhaften Anstieg auf die Berge. Du hast nicht, verstört und zögerlich, die Ränder des Abgrunds betreten; hast nicht dort oben bei den Gipfeln die Nächte im Freien verbracht, von Schneestürmen und schrecklichen Blitzen umtost. Unten in den Schluchten hast du nicht gezittert unter der brutalen Peitsche, die unsereins mit Schlägen aus dem Morast treibt ... nach einem endlosen Arbeitstag zu Tode erschöpft und entschlossen, keinen einzigen Schritt mehr zu tun, wurden deine abgemagerten Muskeln nicht durch Steinwürfe weich gemacht, noch

deine Augen für den Fremden geschlossen, den wir, die bescheidenen Lasttiere, segnen. Wir wissen wohl, dass seine Gegenwart uns nicht um eine anständige und erträgliche Arbeit bringen wird.»

«Und ihr, edle und tapfere Gefährten des Menschen», fügte er hinzu mit Blick auf einen Trupp Militärpferde, der sich ebenfalls dort tummelte, «ihr wisst auch, dass ihr auf dem Feld der Ehre immer euren Platz an seiner Seite haben werdet.»

Und stolz standen die starken Schlachtrösser mit gestutztem Schwanzhaar und harten Hufeisen stramm und führten die Salve des Wieherns an. «Salut dem Großen Pferd. Bahn frei für den Befreier der Unterdrückten und Märtyrer. Bahn frei für den Zug.»

Olive Schreiner

IN EINER FERNEN WELT

Es gibt eine Welt auf einem fernen Stern, wo die Dinge sich nicht so verhalten wie hier.

In dieser Welt lebten ein Mann und eine Frau; sie hatten dieselbe Arbeit und gingen oft nebeneinander einher. Sie waren Freunde – und das kommt auch in unserer Welt ab und zu vor.

Doch etwas in dieser Sternenwelt war anders als hier. Es gab dort einen dichten Wald, und wo die Bäume am engsten zusammenstanden und die Stämme fast ineinanderwuchsen und die Sommersonne niemals schien, stand ein Altar. Tagsüber herrschte dort Stille, doch wer nachts, wenn die Sterne leuchteten oder der Mond auf den Baumwipfeln gleißte und darunter alles still war, ganz alleine angeschlichen kam, sich auf die steinernen Stufen kniete, seine Brust entblößte und sich eine Wunde zufügte, sodass das Blut auf die Altarstufen tropfte, der hatte einen Wunsch frei. Und all das, weil diese Welt, wie gesagt, weit entfernt ist und sich die Dinge dort oft anders verhalten als hier.

So gingen der Mann und die Frau nun zusammen einher, und die Frau meinte es gut mit dem Mann. Eines Nachts, als im Mondschein die Blätter der Bäume funkelten und das Meer glitzerte, ging die Frau alleine in den Wald. Dort war es finster; nur hier und da fiel Mondlicht auf das Laub zu ihren Füßen, und über ihr bildeten die Äste ein Dach. Je weiter sie vordrang, desto dunkler wurde es, und bald schien kein Quäntchen Licht mehr. Beim Altar angekommen, kniete sie nieder und betete. Nichts geschah. Also machte sie ihre Brust frei und ritzte sich mit einem scharfen, zweischneidigen Stein, der herumlag, die Haut. Langsam tropfte das Blut auf die Stufen, und eine Stimme rief: «Was wünschst du dir?»

«Es gibt einen Mann», antwortete die Frau, «den ich über alles liebe. Deshalb möchte ich, dass ihm ein großes Glück widerfährt.»

«Was genau meinst du?», fragte die Stimme.

«Ich weiß nicht», sagte die junge Frau, «aber er soll das bekommen, was für ihn am besten ist.»

Daraufhin sagte die Stimme: «Dein Gebet wurde erhört; er soll es haben.»

Die Frau stand auf und zog sich wieder an. Sie raffte ihr Gewand vor der Brust zusammen, und das Laub unter ihren Füßen stob auf, als sie aus dem Wald eilte. Jenseits der Bäume wehte im Mondschein ein leiser Wind, und der Sandstrand schimmerte. Sie lief am sanft abfallenden Ufer entlang, dann blieb sie plötzlich stehen. Draußen auf dem Wasser bewegte sich etwas. Die Frau legte die Hand schützend über die Augen und sah, dass es sich um ein Boot handelte; zügig trieb es über die mondbeschienenen Wellen aufs offene Meer hinaus. Darin stand aufrecht eine Gestalt. Ihr Gesicht war im Mondlicht nicht zu erkennen, aber die Frau wusste sofort, wer es war. Schnell glitt der Kahn dahin, und das scheinbar ganz ohne Rudersmann. Im Schimmer des Mondscheins war alles nur schemenhaft auszumachen, und das Boot befand sich weit vom Ufer entfernt, aber es sah fast so aus, als säße noch jemand im Heck. Immer schneller jagte es übers Wasser davon, davon. Die Frau rannte am Strand entlang und kam ihm doch nicht näher. Der Stoff, den sie eben noch vor der Brust fest zusammengehalten hatte, flatterte jetzt im Wind; sie streckte die Arme aus, und der Mond schien auf ihr langes, offenes Haar.

Da flüsterte neben ihr eine Stimme: «Was ist?»

Sie rief: «Mit meinem Blut habe ich ihm das schönste Geschenk der Welt erkauft. Nun wollte ich es ihm bringen, doch er fährt mir davon!»

«Dein Gebet wurde erhört», raunte die Stimme. «Er hat sein Geschenk bekommen.»

«Was war es?», fragte die Frau.

«Dass er dich verlasse», antwortete die Stimme.

Die Frau blieb stehen. Draußen auf dem Meer hatte das gleißende Mondlicht den Kahn verschluckt.

Leise sprach wieder die Stimme. «Seid Ihr nun glücklich?»

«Ich bin glücklich», sagte die Frau.

Zu ihren Füßen rollten die Wellen behäbig kräuselnd ans Ufer.

Gabriela Zapolska

GANZ DER VATER!

Er stand auf dem Bahnsteig in seinem grünlichen abgetragenen Paletot. Um sie und Pita an den Zug zu bringen, hatte er das Büro verlassen. Er kam ihr seltsam kümmerlich und gealtert vor. «Fahr, kurier dich und pass auf dich auf!», sagte er zu ihr, die sich aus dem Abteilfenster lehnte. Seine Stimme war matt und belegt. Er schaute sie mit seinen blassen Augen an, die von einem Netz kleiner Falten umgeben waren, aber er schien sie nicht zu sehen. «Und schreib!»

Auch sie wollte etwas sagen, irgendetwas Herzliches, doch fiel ihr auf die Schnelle nichts Passendes ein. «Falls dir das Essen im Restaurant nicht zuträglich ist ...», begann sie.

Er lächelte nur flüchtig. «Ach, nein ...», warf er lässig ein. «Bevor die Jungen nicht in Kalinówka eingetroffen sind, lasse ich die Köchin nicht gehen. Sie werden daheim essen. Im Übrigen dauert das kaum noch eine Woche.»

«Ich rede auch nicht von den Jungen, mir geht es um dich ...»

Ein wenig verblüfft schaute er sie an und lächelte sogleich verbindlich, wenn auch etwas gezwungen. Er senkte den Kopf. «Ich danke dir, mach dir keine Sorgen um mich. Ich habe einen robusten Magen ...»

Ein Junge mit illustrierten Zeitschriften kam vorbei.

«Soll ich dir irgendetwas kaufen?», fragte Żebrowski.

Genau in diesem Moment schaute Pita aus dem Abteil. Ihr zerstreuter Blick wanderte über den Perron, über den abgetragenen Mantel ihres Vaters, sein flüchtiges Lächeln. Ihre Backe war prall von englischen Bonbons, die sie unentwegt lutschte.

«Aber vielleicht möchte Pitaja eine Orange?», fragte Żebrowski.

Augenblicklich antwortete das Mädchen sehr höflich: «Danke, Papa!»

Er rief den Händler herbei und suchte zwei große, reife Orangen aus.

Er prüfte sorgfältig, befühlte die Schale mit dünnen Fingern. Schließlich bezahlte er und trug die Orangen zum Fenster, das noch immer Pitas blaßes Gesicht einrahmte. «Bitte, mein Kind ...»

Doch Pita hielt es für angebracht, sich zu zieren. «O nein ... Nein, danke ...»

Frau Tuśka mischte sich höflich ein: «Aber, mein Kind, nimm nur, wenn Papa doch so freundlich ist.»

«Mach mir die Freude», bat der Vater.

Pita nahm die Orangen, verschwand mit ihnen aber nicht im Wageninneren, sondern blieb am Fenster stehen. Vor dem Hintergrund ihres grauen Mäntelchens zogen die feuerfarbenen Früchte dank des malerisch hübschen Kontrastes das Augenmerk auf sich.

Dieser Austausch von Artigkeiten schien die ganze Familie für den Moment erschöpft zu haben. Man schwieg und hatte sich im Augenblick des Abschiednehmens nichts mehr zu sagen.

Frau Tuśka dachte, dass sie für unterwegs ein besseres Kleid hätte wählen sollen; die Damen, die in den Zug stiegen, waren modisch und elegant gekleidet. In Krakau würde sie sich für die Bahnstrecke Chabówka–Zakopane ebenfalls elegant und «fesch»¹ anziehen.

Das Schweigen zog sich in die Länge, jeder von den dreien war offenbar in seine eigene Welt versunken.

Plötzlich ein schriller Pfiff, hastiges Türenzuschlagen, jemand rannte von der anderen Zugseite herbei, rief mit heiserer Stimme.

Gleichzeitig erwachten beide Żebrowskis aus der gedanklichen Ferne, in der sie trotz körperlicher Nähe schon weilten.

«Fahren wir?»

«Ja ...»

Ketten klirrten, die Waggonen setzten sich in Bewegung. Pita, Tuśka und Żebrowski lächelten in gleicher Weise: flüchtig und höflich.

«Bleibt gesund!»

«Küss die Jungen!»

«Ja ... ja!»

Tuśka streckte die Hand aus, Żebrowski drückte sie, Pita winkte er mit dem Hut. Die gesamte Familie war bedeutend liebenswürdiger

1 Im Original dt.

als sonst. Offensichtlich wollte man ein gewisses Maß an Artigkeiten aneinander loswerden, um sich nichts schuldig zu bleiben.

Der Zug begann immer schneller zu werden, röchelte und ratterte verdrießlich.

Żebrowski verharrte auf dem Perron. Unausgesetzt weiterlächelnd, entbot er dem davonfahrenden Zug seinen Gruß. Zwei Kinderhände erwiderten ihn für einen kurzen Augenblick, dann winkte ihm der Arm der Gattin im weiten Ärmel der sandfarbenen Wollbluse, bis der Zug schließlich außer Sichtweite war.

Żebrowski hörte auf zu lächeln. Es schien, als nehme er dieses förmliche Lächeln wie eine Maske vom Gesicht, um es tief in seiner Brust zu bergen. Er machte auf der Stelle kehrt und verließ mechanischen, gedankenverlorenen Schritts den Bahnsteig.

Frau Tuška hatte indessen in dem Abteil zweiter Klasse Platz genommen.

Pita, ihr vis-à-vis, war in ihrer Art dazusitzen, elegant, steif, ungeührt, geradezu der Inbegriff von einem «entzückend wohlzogenen Mädchen». Der Manteltasche entnahm sie ein blütenreines Taschentuch, breitete es auf den Knien aus und begann mit ihren weißen Fingerchen die Orange zu schälen.

Frau Tuška ließ den Blick auf der Tochter ruhen.

Als der Zug unvermutet auf freies Feld hinausfuhr, erschien das makellos glatte Gesicht eines blutjungen Mädchens im hellen Licht. Der kleine verkniffene Mund verschmolz geradezu mit dem elfenbeinernen Teint eines präraffaelitischen² Engels. Feine Strähnchen vorwitzigen Haares rahmten eine ovale, gewölbte Stirn. Helle Wimpern verhüllten blassblaue, rötlich gesprenkelte Augen. Das Mädchen war durch und durch kühl, verschlossen – schon eine richtige Persönlichkeit.

«Wem sie wohl ähnelt?», überlegte Tuška. «Die Augen hat sie von mir ... bei der Haarfarbe weiß man nicht genau, das Gesicht ist allzu schmal.»

2 Die in Anknüpfung an Vor- und Frührenaissancemaler schaffenden Künstler der Präraffaelitischen Bruderschaft, 1848 gegründet, bevorzugten lichtvoll-entstofflichte, gleichsam überirdische Gestalten.

Unverhofft hielt ihr das Kind auf seiner Handfläche die geschälte, in Viertelchen geteilte Orange hin, bot sie der Mutter wie eine blutrote Rose dar. «Bitte, Mama», sagte es höflich. Ein förmliches Lächeln, dieses dort in der Warecka wie eine Treibhausblume herangezüchtete Lächeln, umspielte flüchtig die schmalen und so eigenartig zusammengekniffenen Lippen des Mädchens. «Bitte, Mama.»

Mechanisch griff Tuška nach einem Viertel der Frucht, und auf ihren Lippen zeigte sich, wie in einem Spiegel, das Lächeln der Tochter: «Ich danke dir!» Gleichzeitig dachte sie: «Aber das ist doch sein Lächeln, ganz der Vater!» Sie sah sich selbst in diesem Moment nicht und ahnte daher nichts von der Präzision, mit der sich der töchterliche Gesichtsausdruck auch auf ihrem eigenen Gesicht zeigte.

Neel Doff

PROSTITUIERT

«*Meine Tochter
hat den gelben Schein.*»
Dostojewski¹

Wieder waren wir ohne Essen. Hein hatte zwei Tage lang mit seinem schweren Schmiedehammer auf den Amboss geschlagen, ohne etwas zu sich genommen zu haben; er war auf einem Stuhl zusammengesackt, blass, mit hängendem Kopf und leblos an seinem Körper herabbau-melnden Armen, und sagte immer wieder: «Ich kann nicht mehr, ich kann nicht mehr.»

Klaasje hockte mit eingezogenen Beinen gegen die Wand gelehnt auf dem Boden; die anderen Kinder, allesamt krank vor Hunger, waren übers Zimmer verteilt. Das Gesicht meiner Mutter glühte vor Fieber, und am Flackern ihrer Augen konnte man sehen, wie elend es ihr ging; Taumel erfasste mich.

Meine älteste Schwester hatte uns verlassen, und wir erwarteten Vater, der sich morgens auf die Suche nach etwas Rettendem gemacht hatte. Er kam betrunken nach Hause und verlangte nach Essen.

Ich blickte mich um und verstand, dass ein Unglück geschehen würde, falls ich nicht auf der Stelle einen Ausweg fände. Mein Entschluss stand fest. Ich zog meinen Rock tiefer, frisierte mir die Haare in die Stirn, machte mich zurecht, so gut ich konnte, wobei ich bedauerte,

1 Satz aus Fjodor M. Dostojewskis (1821–1881) Roman *Verbrechen und Strafe*, mit dem der Säufer Marmeladow bekennt, dass sich seine Tochter prostituiert (nämlich um die Familie durchzubringen). Im vorrevolutionären Russland war der «gelbe Schein» eine Legitimation für Prostituierte.

keine Schminke zu haben, wie ich es bei Prostituierten gesehen hatte, und sagte Mutter, dass ich ausginge. Sie wollte mich begleiten, um die Nahrungsmittel schneller heimbringen zu können.

In der Stadtmitte angekommen, bat ich sie, sich von mir fernzuhalten. Nicht lange, und ein Mann forderte mich auf, ihm in ein Stundenhotel zu folgen. Als ich hinterher mein Geld haben wollte, fragte er, ob ich mich etwa über ihn lustig machen wolle. «Für fünf Franc kann ich eine richtig schicke Frau kriegen, während du nur ein Bettelweib bist und auch noch dreckig. Zieh ab! Lass mich durch.»

Unten weigerte er sich, für das Zimmer zu bezahlen. Die Vermieterin drohte, die Polizei zu rufen, so ließ er sich schließlich herbei. Am Ausgang schrie die Frau mich an: «Dreckige Schlampe, wenn du's noch einmal wagst, dich hier blicken zu lassen, mach ich dich fertig!»

Auf der Straße erwartete Mutter mich. Als ich ihr berichtete, was passiert war, wurde sie ganz starr.

«Was hätte ich tun können? Was hätte ich tun können? Ich habe riskiert, von einem Fremden geschwängert zu werden und mir die verdammte Seuche zu holen; man hat mich beschimpft, und das alles für nichts und wieder nichts. Und die Kinder, mein Gott, die Kinder!»

«Wenn wir mit leeren Händen zurückkommen, werden sie sterben», sagte Mutter.

Ich weinte, das Gesicht gegen einen Baum gewendet. Aber der Gedanke an unsere Kinder, die auf uns warteten, gab mir meine Lebenskraft zurück. «Ich werde weitermachen», sagte ich; «aber du musst weitergehen, du folgst mir auf den Fersen.»

Ich hatte kein Taschentuch, und als ich meine Tränen mit den Händen abwischte, beschmutzte ich mein Gesicht.

Schon bald hörte ich ein Flüstern hinter mir: «Kleine, Kleine!»

Ich wandte mich um und sah, dass mir ein Hüne folgte.

«Kleine, komm mit.»

Ich folgte ihm.

Er brachte mich zu einem anderen Haus und gab mir einige Franc im Voraus.

Er behandelte mich überaus behutsam, schien offensichtlich besorgt zu sein, mich zu zerbrechen. Er lachte über mein schwarzes Gesicht, er lachte über meine Magerkeit und amüsierte sich darüber, dass ich eine

halbe Portion war. Und immer wieder sagte er: «Kleine, Kleine!» zu mir.

Nach einer Weile wurde an der Tür geklopft und gerufen: «He, Leute, eure Zeit ist rum, wir warten schon, wir brauchen das Zimmer.»

Im Glauben, es wäre die Polizei, warf ich mich erschrocken dem Hünen an die Brust, was ihn noch mehr amüsierte. Er schlang seine Arme um mich und flüsterte leise lachend: «Komm schon, Kleine! Komm schon, Kleine!»

Wie wohl war mir an dieser mächtigen Brust! Zum ersten Mal in meinem Leben fühlte ich mich beschützt. Alle Schergen dieser Stadt hätten die Arme, die mich umschlungen hielten, nicht lösen können. Er hätte ihnen amüsiert gesagt: «So seht, es ist doch noch so 'ne Kleine!»

Zurück auf der Straße, stürmte ich auf meine Mutter zu. Wir kauften armseliges Essen und riefen bereits unten an der Treppe zu den Kindern hinauf: «Wir haben Brot! Wir haben Brot!»

Nach ein paar Tagen lief unser Haushalt so geregelt, wie er nie zuvor gelaufen war. Die Kinder aßen regelmäßig, wurden gewaschen, gingen zur Schule; meine Mutter kümmerte sich um den Haushalt; mein Vater trank nicht mehr: Er bereitete Kaffee zu und schälte Kartoffeln. Bloß ich lag auf dem alten Sofa, das mir als Bett diente, und tobte und weinte.

Die Leichtigkeit, mit der sich meine Eltern an diesen Zustand gewöhnten, nährte in mir einen Überdruß, der mit jedem Tag wuchs. Sie hatten vergessen, dass ich, die Hübscheste ihrer Brut, mich Abend um Abend für jeden, der vorüberkam, prostituierte. Zweifellos gab es für uns keine andere Möglichkeit, dem Hungertod zu entgehen, doch ich konnte es nicht ertragen, dass diese Gefälligkeit einfach so hingenommen wurde, ohne jene Empörungen und Verwünschungen, die mich Tag und Nacht umtrieben.

Ich war zu jung, um zu verstehen, dass das elende Schicksal an ihnen sein Werk vollendet hatte, während ich noch meine ganze Jugend und Lebenskraft besaß, um mich gegen das Schicksal aufzulehnen.

Selma Lagerlöf

DER ROMAN EINER FISCHERSFRAU

Am Rand des Fischerdorfs stand auf einem flachen Hügel aus weißem Meeressand eine kleine Hütte. Sie passte in ihrer Bauweise nicht zwischen die gleich hohen, ordentlichen, gewöhnlichen Häuser, die die breite grüne Fläche umgaben, wo die braunen Fischernetze zum Trocknen auslagen, sondern schien vielmehr aus der Reihe gedrängt und auf den Sandhaufen geschoben worden zu sein. Die arme Witwe, die sie errichtet hatte, war ihre eigene Baumeisterin gewesen und hatte die Wände ihrer Hütte niedriger gemacht als die aller anderen Hütten und das steile Strohdach höher als jedes andere Dach im Fischerdorf. Der Fußboden lag tief in der Erde. Die Fenster waren weder hoch noch groß, reichten jedoch vom Sims bis zum Boden hinab. Für Ofen und Gänsestall war in dem einzigen engen Raum kein Platz mehr gewesen, und man hatte deswegen kleine viereckige Vorsprünge anmauern müssen. Im Garten wuchsen nicht wie bei den anderen Hütten mit Ackerwinden umschlungene Stachelbeersträucher und halb von Kletten erstickte Holunderbüsche. Von der ganzen Vegetation des Fischerdorfs hatten es allein die Kletten mit auf den Sandhügel geschafft. Im Sommer, wenn sie frische dunkelgrüne Blätter trugen und ihre stacheligen Körbchen mit purpurnen Blüten gefüllt waren, waren sie recht hübsch anzusehen. Aber im Herbst, wenn die Stacheln hart wurden und die Samen reif, vernachlässigten sie ihr Äußeres und standen ganz hässlich und vertrocknet da, ihr zerrissenes Laub in ein kümmerliches Gewand aus staubigen Spinnweben gehüllt.

Die Hütte hatte nur zwei Besitzer gehabt, denn mehr als zwei Generationen trugen ihre Wände aus Schilf und Lehm das schwere Dach nicht. Solange sie stand, wurde sie jedoch von armen Witwen bewohnt. Die zweite Witwe betrachtete die Kletten mit großem Vergnügen, besonders im Herbst, wenn sie trocken und anhänglich wurden. Sie

erinnerten sie an die Erbauerin der Hütte. Auch die war dürr und vertrocknet gewesen und hatte die Fähigkeit besessen, sich festzuklammern und hängenzubleiben, und all ihre Kraft hatte sie auf ihr Kind verwendet, dem sie den Weg durchs Leben hatte ebnen müssen. Ihr, die jetzt einsam dort saß, war bei diesem Gedanken gleichzeitig nach Weinen und Lachen zumute. Wäre die Klettennatur der Alten nicht gewesen, wie anders wäre dann alles gekommen! Doch wer weiß schon, ob es besser gekommen wäre?

Die einsame Frau saß oft da und grübelte über das Schicksal nach, das sie an diese flache Küste von Schonen verschlagen hatte, an diesen schmalen Sund, zu diesen stillen Menschen. Denn geboren war sie in einer norwegischen Küstenstadt an einem schmalen Uferstreifen zwischen schroff abfallenden Bergen und dem offenen Meer, und obwohl sie, nachdem ihr Vater, ein Kaufmann, gestorben war und seine Familie in Armut zurückgelassen hatte, in bescheidenen Verhältnissen gelebt hatte, so war sie doch Leben und Fortschritt gewohnt. Immer und immer wieder erzählte sie sich ihre Geschichte, wie man auch ein schwer verständliches Buch mehrmals liest, um seine Bedeutung zu ergründen.

Das Merkwürdige, das ihr zugestoßen war, hatte damit begonnen, dass sie eines Abends auf dem Heimweg von der Schneiderin, bei der sie arbeitete, von zwei Matrosen überfallen und von einem dritten gerettet worden war. Dieser Dritte kämpfte für sie unter Einsatz seines Lebens und brachte sie anschließend nach Hause. Sie stellte ihn ihrer Mutter und ihren Geschwistern vor und erzählte ihnen begeistert, was er getan hatte. Es war, als hätte ihr Leben plötzlich einen neuen Wert für sie, weil jemand anderes so viel gewagt hatte, um es zu verteidigen. Ihre Familie hatte ihn sofort freundlich aufgenommen und eingeladen wiederzukommen, sobald und sooft er wollte.

Er hieß Börje Nilsson und war Matrose auf dem schonischen Einmaster «Albertina». Solange das Schiff im Hafen lag, kam er fast jeden Tag zu ihr nach Hause, und da konnten sie bald nicht mehr glauben, dass er nur ein einfacher Matrose war. Stets bestach er mit einem sauberen, akkurat umgeschlagenen Hemdkragen und trug eine blaue Seemannstracht aus feinem Stoff. Frei und offen war er mit ihnen, als sei er es gewohnt, sich in derselben Gesellschaft zu bewegen wie sie. Auch wenn

er es nie direkt aussprach, setzte sich bei ihnen die Vorstellung durch, dass er aus angesehenem Haus stammte, der einzige Sohn einer reichen Witwe, den jedoch seine unstillbare Sehnsucht nach dem Seemannsleben dazu bewogen hatte, als einfacher Matrose anzuheuern, um seiner Mutter zu beweisen, dass es ihm ernst war. Wenn er seine Prüfungen abgelegt hatte, würde sie ihm gewiss ein eigenes Schiff kaufen.

Die einsame Familie, die sich von all ihren früheren Freunden zurückgezogen hatte, hieß ihn ohne das geringste Misstrauen willkommen. Und er wiederum beschrieb leichten Herzens und ohne Zögern sein Zuhause mit dem hohen spitzen Dach, dem großen offenen Kamin im Esszimmer und den kleinen Fensterscheiben, auch die ruhigen Straßen seiner Heimatstadt und die Reihen gleich hoher, ebenmäßiger Häuser, von denen sein Haus sich mit seinen ungewöhnlichen Anbauten und Vorsprüngen angenehm abhob. Da meinten seine Zuhörer, er käme aus einem dieser alten Bürgerhäuser mit verzierten Giebeln und vorspringenden Obergeschossen, die ihnen den imposanten Anschein von Wohlstand und ehrwürdigem Alter verliehen.

Schon bald hatte sie bemerkt, dass sie ihm gefiel, und das bereitete der Mutter und den Geschwistern große Freude. Dieser reiche junge Schwede war gekommen, um sie alle aus der Armut zu befreien. Selbst wenn sie ihm nicht so zugetan gewesen wäre, hätte sie nie erwogen, seinen Antrag abzulehnen. Wäre da ein Vater oder erwachsener Bruder gewesen, hätte der sich wohl eingehend nach Herkunft und Verhältnissen des Fremden erkundigt, doch weder sie noch ihre Mutter kamen auf den Gedanken, genauere Nachforschungen anzustellen. Im Nachhinein wurde ihr klar, dass sie ihn schier zum Lügen genötigt hatten. Zu Beginn hatte er lediglich zugelassen, dass sie sich seinen Reichtum selbst ausmalten, ohne böse Absicht, doch als er dann merkte, wie froh sie darüber waren, hatte er sich aus Angst, sie zu verlieren, nicht mehr getraut, die Wahrheit zu sagen.

Bevor er wieder fuhr, waren sie verlobt, und als das Schiff wiederkam, heirateten sie. Sie war enttäuscht, dass er auch nach seiner Rückkehr noch als Matrose auftrat, aber sein Vertrag verpflichtete ihn dazu. Auch hatte er keinen Gruß von seiner Mutter dabei. Sie habe erwartet, dass er eine andere Wahl treffen würde, werde sich jedoch von Herzen freuen, sagte er, wenn sie Astrid erst zu Gesicht bekomme. – Trotz all

seiner Lügen wäre es doch ein Leichtes gewesen, ihn als armen Mann zu entlarven, hätten sie nur die Augen aufgemacht.

Der Bootsführer schlug vor, ihr seine Kabine zu überlassen, wenn sie die Überfahrt mit seinem Schiff machen wollte, und das Angebot wurde dankend angenommen. Börje wurde fast ganz von der Arbeit freigestellt und saß meist an Deck und unterhielt sich mit seiner Frau. Und da schenkte er ihr das Glück der Fantasie, von dem er selbst sein Leben lang gezehrt hatte. Je mehr er an die kleine Hütte dachte, halb im Sandhügel vergraben, desto höher errichtete er den Palast, den er ihr gerne geboten hätte. In Gedanken ließ er sie in einen Hafen einlaufen, der mit Flaggen und Blumen geschmückt war, zu Ehren von Börje Nils-sons Braut. Er ließ sie die Begrüßungsansprache des Bürgermeisters hören. Er ließ sie durch eine Ehrenpforte schreiten, während die Blicke der Männer ihr folgten und die Frauen vor Neid erblassten. Und er führte sie in das herrschaftliche Haus, wo silbergelockte Diener, sich verbeugend, am Geländer der breiten Treppe Spalier standen und der mit festlichen Speisen gedeckte Tisch sich unter dem alten Familiensilber bog.

Als sie die Wahrheit herausfand, glaubte sie zunächst, der Bootsführer hätte sich mit Börje verbündet, um sie zu täuschen, musste dann jedoch feststellen, dass das nicht stimmte. Alle auf dem Einmaster hatten sich angewöhnt, von Börje als einem großen Herrn zu reden. Es war der Witz schlechthin gewesen, ganz ernsthaft über seine Reichtümer und seine vornehme Herkunft zu sprechen. Sie dachten, Börje hätte ihr die Wahrheit gesagt und sie würde wie alle scherzen, wenn sie sein großes Haus erwähnte. Nur so war es möglich, dass sie sich noch in dem Moment, als sie im Hafen in der Nähe von Börjes Zuhause vor Anker gingen, für die Frau eines reichen Mannes hielt.

Börje bekam einen Tag Landgang, um seine Frau in ihr zukünftiges Heim einzuführen und mit ihrem neuen Leben vertraut zu machen. Als sie nun am Kai anlegten, wo die Flaggen hätten wehen und Menschen-scharen die Frischvermählten hätten bejubeln sollen, herrschte dort nur Leere und Alltagsruhe, und Börje merkte, wie seine Frau sich mit einem gewissen Unmut umsah.

«Wir sind zu früh», hatte er da gesagt. «Die Reise ist wegen des schönen Wetters ungewöhnlich schnell gegangen. Jetzt wartet auch

keine Kutsche, und wir haben einen langen Weg vor uns, denn das Haus liegt außerhalb.»

«Das macht nichts, Börje», hatte sie geantwortet. «Etwas Bewegung wird uns guttun, nachdem wir so lange an Bord gesessen haben.»

Und so begannen sie mit ihrer Wanderung, jener grauenhaften Wanderung, an die sie selbst auf ihre alten Tage nicht denken konnte, ohne vor Angst aufzustöhnen und vor Schmerz die Hände zu ringen. Sie liefen durch breite, leere Straßen, die sie nach seiner Beschreibung sofort wiedererkannte. Sie glaubte, sowohl in der dunklen Kirche als auch in den gleichförmigen Fachwerkhäusern alte Freunde auszumachen; doch wo waren die glänzenden, mit Bildern verzierten Giebel und die Marmortreppe mit dem hohen Geländer?

Da hatte Börje ihr zugnickt, als hätte er ihre Gedanken erraten. «Es ist noch ein ganzes Stück», hatte er gesagt.

Wenn er doch nur Erbarmen gehabt und ihre Hoffnung mit einem Schlag zunichte gemacht hätte! Sie hatte ihn damals so sehr geliebt. Wenn er ihr aus freien Stücken alles gestanden hätte, so wäre in ihrer Seele kein Groll gegen ihn erwacht. Doch dass er ihre Angst, betrogen zu werden, sah und sie dennoch weiter betrog, hatte sie zu tief verletzt. Das hatte sie ihm nie ganz verziehen. Sie konnte sich zwar sagen, dass er sie so lang wie möglich hatte bei sich halten wollen, damit sie ihm nicht mehr entfliehen konnte, doch sein Betrug rief eine solche Todeskälte in ihr hervor, dass keine Liebe sie mehr völlig auftauen konnte.

Sie durchquerten die Stadt und erreichten die angrenzende Ebene. Dort verliefen mehrere Reihen dunkler Gräben und hoher, grüner Erdwälle, Erinnerungen an eine Zeit, als die Stadt noch befestigt gewesen war, und an der Stelle, wo sich all das um eine Festung gruppierte, sah sie einige alte Gebäude und große runde Türme. Sie warf einen scheuen Blick in diese Richtung, doch Börje bog zu den Wällen entlang des Ufers ab.

«Das ist eine Abkürzung», sagte er, als sie sich über den schmalen Pfad zu wundern schien.

Er war jetzt ganz einsilbig geworden. Später wurde ihr klar, dass es ihm nicht so viel Freude bereitet hatte wie erwartet, seine Frau in das arme kleine Fischerdorf zu bringen. Es war ihm plötzlich nicht mehr so großartig erschienen, die Tochter eines Reicherer heimzuführen. Er

fürchtete sich davor, wie sie reagieren würde, wenn sie die Wahrheit herausfand.

«Börje», sagte sie schließlich, nachdem sie eine ganze Weile den in scharfen Kurven verlaufenden Strandwällen gefolgt waren. «Wo gehen wir hin?»

Da hob er die Hand und deutete auf das Fischerdorf, wo seine Mutter in dem Haus auf dem Sandhügel wohnte. Sie aber meinte, er zeigte auf eins der schmucken Landgüter, die am Rand der Ebene auftauchten, und wurde wieder froh.

Als sie zu den verlassen daliegenden Gemeindeweiden hinabstiegen, kehrte ihre Verzagtheit zurück. Dort, wo jedes Büschel Gras, wenn man nur hinsieht, Schönheit und Vielfalt bietet, sah sie nur ein hässliches, sumpfiges Feld. Und der dort ununterbrochen wehende Wind fuhr ihnen zischelnd entgegen und flüsterte von Unglück und Verrat.

Börjes Gang wurde immer schneller, und schließlich erreichten sie das Ende der Felder und kamen zum Fischerdorf. Sie, die es zuletzt nicht mehr gewagt hatte, Fragen zu stellen, fasste neuen Mut. Hier war wieder eine regelmäßige Häuserreihe, und die kannte sie sogar noch besser als die in der Stadt. Vielleicht, vielleicht hatte er doch nicht gelogen!

Ihre Hoffnungen waren inzwischen so abgeebbt, dass sie von Herzen glücklich gewesen wäre, hätte sie an einem dieser kleinen ordentlichen Häuschen Halt machen können, wo hinter den blanken Fensterscheiben Blumen und weiße Gardinen zu sehen waren. Sie war traurig, als sie an ihnen vorbeigehen musste.

Da erblickte sie plötzlich ganz am Rand des Fischerdorfs die jämmerlichste Hütte, und ihr war, als hätte sie sie schon vor ihrem inneren Auge gesehen, lange bevor sie tatsächlich einen Blick darauf geworfen hatte. «Ist es hier?», fragte sie und blieb direkt am Fuße des kleinen Sandhügels stehen.

Er senkte unmerklich den Kopf und hielt weiter auf die kleine Hütte zu.

«Warte!», rief sie ihm nach. «Wir müssen miteinander sprechen, bevor ich dein Haus betrete. Du hast gelogen», fuhr sie drohend fort, als er sich zu ihr umdrehte. «Du hast mich schlimmer behandelt als deinen ärgsten Feind. Warum nur hast du das getan?»

«Ich wollte dich zur Frau haben», antwortete er mit leiser, bebender Stimme.

«Ach, wenn du mich doch nur mit Maßen getäuscht hättest! Warum musstest du alles so bunt und reich ausschmücken? Was sollte das mit den Dienern und Ehrenpforten und der ganzen Pracht? Dachtest du, ich sei so erpicht auf Geld? Hast du nicht gesehen, dass ich verliebt genug in dich war, um dir überallhin zu folgen? Wie konntest du nur denken, du müsstest mich täuschen! Und dass du es übers Herz gebracht hast, deine Lügen bis zum Schluss durchzuhalten!»

«Willst du nicht reinkommen und mit meiner Mutter sprechen?», fragte er ganz hilflos.

«Ich gehe da nicht rein.»

«Wirst du dann wieder nach Hause gehen?»

«Wie kann ich denn wieder nach Hause gehen? Wie kann ich denn denen zu Hause eine solche Enttäuschung bereiten, zurückzukehren, wo sie mich doch glücklich und reich glauben? Aber bei dir werde ich auch nicht bleiben. Für den, der arbeiten kann, gibt es immer ein Auskommen.»

«Warte!», flehte er. «Ich habe das doch nur getan, um dich zu gewinnen.»

«Hättest du mir die Wahrheit gesagt, wäre ich geblieben.»

«Wäre ich ein reicher Mann und hätte mich als arm ausgegeben, wärest du auch geblieben.»

Sie zuckte mit den Schultern und wollte eben gehen, als die Hütten-tür aufsprang und Börjes Mutter heraustrat. Sie war eine kleine, ver-hutzelte Frau mit wenigen Zähnen und vielen Falten, aber nicht so alt an Jahren und Geist, wie sie aussah.

Sie hatte wohl einiges mitangehört und den Rest erraten, denn sie wusste, warum sie stritten. «Na», sagte sie. «Eine feine Schwiegertoch-ter hast du mir mitgebracht, Börje! Und wie ich höre, bist du wieder nicht ehrlich gewesen.» Auf Astrid aber kam sie freundlich zu und tät-schelte ihr die Wange. «Komm mit mir hinein, du Ärmste! Ich kann mir vorstellen, wie müde und erschöpft du bist. Das ist meine Hütte. Er darf nicht mit hinein. Aber du, komm! Du bist jetzt meine Tochter, da kann ich dich doch nicht zu Fremden gehen lassen.»

Sie tätschelte ihre Schwiegertochter, redete auf sie ein und schob sie

ganz unmerklich auf die Tür zu. Schritt für Schritt lockte sie sie weiter und bekam sie schließlich in ihre Hütte. Börje aber schloss sie wirklich aus. Drinnen setzte sich die Alte mit ihr hin und fragte sie, wer sie sei und wie sich alles zugetragen habe. Und sie weinte über ihr Schicksal und brachte sie dazu, auch darüber zu weinen. Gegen ihren Sohn war die Alte furchtbar streng. Sie, Astrid, habe recht, bei so einem könne sie nicht bleiben. Es stimme, er sei schon immer ein Lügner gewesen, ja, gewiss, so sei es.

Sie erzählte ihr, wie es für sie mit dem Sohn gewesen war. Er sei schon als kleines Kind so schön an Gesicht und Gestalt gewesen, dass sie es kaum habe glauben können, dass er der Sohn eines armen Mannes sein sollte. Wie ein kleiner verirrter Prinz habe er ausgesehen. Und nachher habe es immer den Anschein gehabt, als sei er nicht dort, wo er hingehörte. Er habe alles so groß gesehen, habe sich nie angemessen einschätzen können. Seine Mutter habe deshalb schon viele Tränen vergossen. Aber nie zuvor habe er mit seinen Lügen etwas Böses getan. Hier, wo man ihn kenne, lache man nur über ihn. Doch nun sei er wohl so schrecklich in Versuchung geraten ... Wundere sie, Astrid, sich nicht auch darüber, wie dieser Fischerjunge sie hatte täuschen können? Er habe schon immer so viel von feinen Dingen verstanden, als wäre es ihm angeboren. Er sei wohl am falschen Ort zur Welt gekommen. Dafür spreche doch auch, dass er nie erwogen hatte, sich eine Frau seines eigenen Standes auszusuchen.

Die Alte redete und redete. Astrid schwieg und dachte nach.

«Schau», sagte die Alte etwa, «ich werde ihm seinen Hochmut und seine Prahlerei nicht mehr austreiben, aber einer Klügeren gelingt es vielleicht. Und er ist tüchtig und gut, mein Junge, sodass es die Mühe wert wäre. Aber du kannst ruhig morgen gehen. Ja, geh nur.»

«Wo schläft er denn heute Nacht?», fragte Astrid plötzlich.

«Ich denke, er legt sich wohl draußen in den Sand. Weit wird er sich kaum wegtrauen.»

«Er sollte lieber reinkommen», sagte Astrid.

«Mein liebes Kind, du kannst ihn doch jetzt unmöglich sehen wollen! Er kommt da draußen schon zurecht, wenn ich ihm nur eine Decke bringe.»

Tatsächlich ließ sie ihn die Nacht über im Sand schlafen und schickte

ihn am nächsten Tag frühmorgens in die Stadt, hielt es für das Beste, wenn Astrid ihm nicht begegnete. Und mit ihr sprach und sprach sie und behielt sie bei sich, nicht mit Zwang, sondern mit Klugheit, nicht mit Schmeicheleien, sondern mit echter Güte.

Als sie es endlich geschafft hatte, die Frau ihres Sohnes zum Bleiben zu bewegen, die jungen Leute miteinander zu versöhnen und Astrid beizubringen, dass es ihre Lebensaufgabe war, Börje Nilssons Ehefrau zu sein und ihn so glücklich zu machen, wie sie konnte – und das hatte sie nicht nur einen Abend, sondern viele Tage Arbeit gekostet –, da hatte sich sie Alte zum Sterben hingelegt.

«In diesem Leben mit seiner treuen Fürsorge für den Sohn hat ein Sinn gelegen», dachte Börje Nilssons Frau.

In ihrem eigenen Leben sah sie indes keinen Sinn. Ihr Mann war nach wenigen Ehejahren ertrunken, ihr einziges Kind früh gestorben. Eine grundlegende Veränderung hatte sie in ihrem Mann nicht bewirkt. Ernst und Ehrlichkeit hatte sie ihn nicht lehren können. Vielmehr veränderte sie sich selbst, nachdem sie nach und nach eine von den Fischersleuten geworden war. Von den Ihren wollte sie niemanden sehen, denn sie schämte sich, dass sie nun in jeder Hinsicht einer Fischersfrau glich. Wenn all das doch nur zu etwas gut gewesen wäre! Wenn sie, die davon lebte, die Netze der Fischer zu flicken, doch nur wüsste, warum sie so am Leben hing! Wenn sie doch nur jemanden glücklich oder besser gemacht hätte!

Niemals fiel ihr ein, dass sie, die ihr Leben als verfehlt ansah, weil sie niemandem je etwas Gutes getan hatte, womöglich gerade durch diesen Gedanken der Demut ihre eigene Seele gerettet hatte.